

Hildegard Wustmans

Fragile Orte der Hoffnung in der Pastoral¹

Von religionsgemeinschaftlichen Abstiegserfahrungen und pastoralgemeinschaftlichen Aufstiegsperspektiven

Die katholische Kirche ist gegenwärtig – wie schon lange nicht mehr – öffentliches Thema. Was wir hören und lesen, ist bestürzend und es stellt die Autorität derselben massiv in Frage. Zuvorderst ist da der sexuelle Missbrauch in Einrichtungen der katholischen Kirche zu nennen. Diese Enthüllungen empören und entsetzen viele Menschen – im Innen wie im Außen von Kirche. Denn da, wo sexueller Missbrauch geschieht, werden Humanität und Würde missachtet. Da geschieht Gewalt an Schutzbefohlenen. Da wird Vertrautheit verraten und Nähe schamlos ausgenutzt. Kirche erweist sich, anders als sie es sich wünscht, als Thema bedrängender öffentlicher Diskurse – und zwar im Modus des Abstiegs.² Es liegt nahe, danach zu fragen, was sich an diesem bedrängenden Thema zeigt und wohin es die Kirche führen kann.

1 Von religionsgemeinschaftlichen Abstiegserfahrungen

Der Salzburger Dogmatiker Hans-Joachim Sander hat einen ekklesiologischen Entwurf vorgelegt, der für die Pastoraltheo-

logie sehr tauglich ist. Er unterscheidet zwischen Religions- und Pastoralgemeinschaft Kirche und zeigt auf, dass in den beiden Gemeinschaftsformen unterschiedliche Grammatiken zu erkennen sind, die auch und gerade die Darstellung der Kirche in der Öffentlichkeit und ihr Handeln in je unterschiedlicher Weise prägen.³ Und wenn man nun diese Überlegungen um den Gedanken des Auf- bzw. Abstiegs ergänzt, wie er vom Soziologen Pierre Bourdieu entwickelt wurde, dann erschließt sich eine erhellende Perspektive auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche. Bourdieu führt aus, dass eine im Abstieg befindliche Klasse immer der Vergangenheit zugewandt ist, wenn sie nicht mehr in der Lage ist, sich mit ihren spezifischen Merkmalen zu reproduzieren und zu verjüngen. Gegen den Abstieg gibt es jedoch nur ein probates Mittel – Umwandlung oder Neuformatierung.⁴ Die katholische Kirche befindet sich gegenwärtig genau an einem solchen Punkt. Sie erfährt den Abstieg und muss sich entscheiden, ob sie in den Mustern der Vergangenheit die Lösungen sieht oder das Wagnis eingeht, neue Wege einzuschlagen. Dabei geht es aber nicht um die

¹ Antrittsvorlesung an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz vom 6. Mai 2010.

² Und zwar im Modus des Abstiegs einer public religion. Public religion beschreibt das Phänomen, dass es gleichzeitig und nicht im Gegensatz zueinander Säkularisierung und eine hohe Aufmerksamkeit in Bezug auf Religion gibt. Vgl. José Casanova, *Public religions in the modern world*, Chicago 1991.

³ Hans-Joachim Sander, nicht verschweigen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg 2002.

⁴ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a. M. 1982, 711.

Sicherstellung von Positionen, sondern in besonderer Weise darum, wie sie in diesen Veränderungsprozessen dem immer besser nachkommt, wofür es sie gibt – die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat.⁵

Die Religionsgemeinschaft und ihre institutionellen Bereiche stehen im Dienst der Tradition und der Ordnung. In religionsgemeinschaftlichen Kontexten geht es um die Vermittlung und Garantie von Sicherheit sowie Beständigkeit. Die Pastoralgemeinschaft hingegen ist eine Realisierungsform der Kirche, die sich in besonderer Weise den Menschen vor Ort verpflichtet fühlt. In pastoralgemeinschaftlichen Kontexten wird eine konkrete und von den Zeichen der Zeit inspirierte Pastoral entworfen. Kirche steht immer in der Differenz von Religions- und Pastoralgemeinschaft. Diese Differenz beschreibt ihre Not, die jedoch zu einem Segen werden kann, wenn die Kirche auf die Erfahrungen der Pastoralgemeinschaft hört. „Es geht folglich nicht um eine andere Idee von Kirche, sondern um eine andere Tätigkeit von Kirche, die für diese Erfahrung tauglich ist.“⁶

Seit Anfang der Moderne hat die katholische Kirche sich als Religionsgemeinschaft organisiert. Sie ist eine politische Größe und sichert ihren Status gegenüber dem Staat mit Konkordaten ab. Sie entwickelt das System eines eigenen Führungs-

personals, das in Seminaren ausgebildet wird. Darüber hinaus verschafft sie sich im Laufe der Zeit eine durchsetzungsfähige Organisationsstruktur mit Territorialpfarreien und Diözesen. An der Spitze der Organisation steht die römische Kurie. Die Religionsgemeinschaft normiert den Glauben und formuliert verbindliche Lehrentscheidungen. Mit diesen Instrumenten strukturiert sie Religion und das Leben ausschließlich ihrer Gläubigen.⁷ „Diese Kirche erhebt einen breiten politischen Rechtsanspruch gegenüber dem Staat, einen umfassenden moralischen Führungsanspruch gegenüber der Gesellschaft und einen lebenslänglichen Seelsorgeanspruch gegenüber der Person.“⁸ Diese Religionsgemeinschaft übersteht die Wirren der Zeiten – den Absolutismus, die Aufklärung und den Kommunismus. Dessen ungeachtet ist festzuhalten, dass beginnend mit der Entfremdung der Arbeiter, mit dem Wertebrochen Ende der 60er-Jahre im letzten Jahrhundert und in einer globalisierten Welt die Macht dieser Religionsgemeinschaft verdunstet.⁹ Sie steht innen wie außen unter Druck. Die Zeichen und Bilder ihrer Macht sind auch heute noch eindrucksvoll, aber sie verblassen schnell, und gegenwärtig fallen über sie dunkle Schatten.¹⁰ Diese Entwicklungen machen deutlich, dass sich die Zeiten für die Kirche geändert haben.

⁵ Rainer Bucher, Jenseits der Idylle. Wie weiter mit den Gemeinden, in: *Ders. (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche*, Würzburg 2004, 124–128, hier 127.

⁶ Hans-Joachim Sander, nicht verschweigen (s. Anm. 2), 118.

⁷ Hans-Joachim Sander, Pastorale Berufe in der Zweihheit von Religions- und Pastoralgemeinschaft – eine Topologie der Seelsorge nach dem Konzil, in: Georg Köhl (Hg.), *Seelsorge lernen in Studium und Beruf*, Trier 2006, 450–464, hier 458.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. ebd.

¹⁰ Ein Beispiel für die Macht der Bilder und ihr schnelles Verblassen war das öffentliche Leiden und Sterben von Papst Johannes Paul II. Die mediale Präsenz der Religionsgemeinschaft war außerordentlich, geradezu bildbestimmend. Inzwischen sind die Bilder verschwunden, über Johannes Paul II. wird kaum mehr geredet und das Interesse am neuen Papst Benedikt XVI. blitzt inzwischen nur noch punktuell auf.

Sie legen den Schluss nahe, dass die Instrumente, mit denen Kirche ihre Religion strukturiert hat, heute vielfach nicht mehr greifen. Die Macht der Religionsgemeinschaft verblasst und sie muss erkennen, dass sie diesen Prozessen nicht ausweichen kann. Ausgerichtet auf Machterfahrungen sieht sich die Religionsgemeinschaft mit Ohnmacht konfrontiert. Gerade im Zusammenhang mit den Enthüllungen um sexuellen Missbrauch in katholischen Einrichtungen zeigt sich, dass ein Beharren auf dem Status der Macht weiter in den Abstieg führt.¹¹ Die jahrzehntelang verschwiegenen und vertuschten Taten sind mit einem Mal Gegenwart. Enthüllungen belasten nicht nur einzelne Priester und Ordensmänner, sie belasten auch die Hierarchie, Äbte, Bischöfe bis hinauf zum Papst.

Die kirchliche Hierarchie ist keine unangetastete Macht mehr – dies zeigt der öffentliche Diskurs. Und in ihm wird deutlich, dass die katholische Kirche für viele ihre moralische Autorität verloren hat. Autorität ist eine objektive Größe, die sich geschichtlich ereignet und daran zu messen ist, was jemand weiß, wie er/sie es vermittelt und wonach er/sie handelt. Angesichts der aktuellen Zusammenhänge um den sexuellen Missbrauch muss man feststellen, dass nicht danach gehandelt wurde, was man predigte. Und genau dafür haben immer weniger Menschen Verständnis. Insofern sich die Kirche allein auf ihre potestas bezieht, verliert sie die auctoritas – und das forciert ihren Abstieg.

Aber nicht genug mit dieser schmerzlichen Abstiegserfahrung. Es tut sich noch eine weitere auf – im Zusammenhang mit anderen Religionen, hier vor allem mit dem Islam.¹² Auch hier zeigen die öffentlichen Reaktionen, dass Religion keine Privatsache ist und es niemals war. Religion ist ein öffentliches Problem. Dies wird sichtbar in den Debatten um die Piusbruderschaft oder die Karfreitagsfürbitte, in der schweizerischen Abstimmung zum Minarettverbot im vergangenen Jahr und in gegenwärtigen Diskussionen zum Bau von Moscheen. Gerade im Zusammenhang mit den letztgenannten Fragestellungen wird deutlich, dass sich in Europa Christinnen und Christen vielfach und in besonderer Weise vom Islam bedrängt fühlen. Sie waren und sind es gewohnt, die unhinterfragte Mehrheit zu sein. Das aber ist längst nicht mehr die Realität, v.a. in den Großstädten und industriellen Zentren. Die Zeiten der versteckten Hinterhofmoscheen sind vorbei. Der Islam ist eine öffentliche Größe und er ist nicht mehr allein durch verschleierte Frauen im Stadtbild gegenwärtig. Er macht von sich reden, er expandiert, zeigt mehr und mehr ein selbstbewusstes öffentliches Gesicht und fordert Rechte ein. Der Islam ist eine Aufsteigerreligion.¹³ Und mit dem Aufstieg des Islam geht in Europa für Christ/-innen die Erfahrung des Abstiegs einher, was sich besonders im überall vorherrschenden Diskurs über den Mangel zeigt. Es ist vom Priester- und Personalmangel die Rede,

¹¹ Nach Bourdieu prägt die Erfahrung des gesellschaftlichen Aufstiegs oder Abstieges auch die Einstellungen und Meinungen. „... wobei – im Rahmen dieser Logik – die ursprüngliche Position nichts weiter darstellt als den Anfangspunkt einer Laufbahn, den Bezugspunkt, von dem aus der spezifische Neigungswinkel (als Gefälle oder Anstieg) der sozialen Karriere bestimmt wird.“ *Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede* (s. Anm. 3), 190f.

¹² Vgl. Rainer Bucher / Hans-Joachim Sander, Wenn die Türken in Europa stehen ..., in: Die Furche, 4. Februar 2010, 13.

¹³ Vgl. ebd.

vom Mangel an finanziellen Ressourcen, vom Mangel an Beteiligung von Seiten der Gläubigen oder von der mangelnden Präsenz Jugendlicher in Gemeinden. Der Habitus des Mangels hat sich in die Kapillare der Kirche eingeschlichen. Damit geht der Eindruck vieler Gläubiger einher, dass ihre Anstrengungen zu wenig, ihre Ideen nicht ausreichend, ihre Überzeugungskraft zu schwach, ihr Glaube nicht anziehend ist, um in der Gesellschaft nachhaltig wahrgenommen zu werden.¹⁴

Die Diskussion über den Mangel führt die Krisensituation der Religionsgemeinschaft Kirche deutlich vor Augen. Und dabei gerät eine kirchliche Sozialform massiv unter Druck – die Pfarre. Hervorstechend ist in diesem Zusammenhang das fast überall mehr oder minder gleiche Lösungsmuster: Es werden Pastoral- und Personalpläne entwickelt, welche die Versorgung von immer weniger Gläubigen bei gleichzeitigem Priestermangel gewährleisten sollen. Diese Versorgung ist im Grunde nur an einer Größe ausgerichtet, welche jedoch immer weniger zur Verfügung steht – dem Priester.¹⁵ Gerade diese Problemlösungsstrategie steht für ein Prinzip, das im Modus des Status quo handelt und die Gemeinde in der Religionsgemeinschaft eingeordnet ist. Fraglich ist allerdings, ob dieses Lösungsmodell die Abstiegserfahrung verhindern und umkehren kann.

Abstiegserfahrungen gehen nicht nur mit Verunsicherung einher, sondern oftmals auch mit Abneigung und Ressentiment. Ressentiment beschreibt den Vorgang der Selbstdefinition durch Fremddennunziation. Es wird dadurch genährt, dass

man sich, auch wenn man es besser wissen müsste, noch immer für stark hält und sich zugleich stereotyper Wahrnehmungen von anderen hingibt. Das Ressentiment im Zusammenhang mit den Missbrauchsvorwürfen äußert sich so, dass man Opfern und Medien unterstellt, sie wollten der Kirche, gar dem Papst einfach nur Schlechtes. In Bezug auf den Islam bedeutet das, dass er als eine Religion wahrgenommen wird, die den Terror nährt und Frauen unterdrückt, in Hinsicht auf die geringer werdende Bedeutung der kirchlichen Sozialform Pfarre, dass daran insbesondere die Säkularisierung Schuld sei.

Diese Reaktionen auf die realen Abstiegserfahrungen belegen, dass im Grunde nur einer Logik gefolgt wird: Den anderen mit seinen Schwächen, aber ohne seine Stärken zu sehen, ja umgekehrt, die eigenen Schwächen zu ignorieren. Wer sich allerdings an den Schwächen der anderen orientiert und nicht an ihren Stärken, dem droht das eigene Schwächerwerden. Ein Blick in das Neue Testament zeigt, dass auch Jesus um die Versuchungen des Ressentiments weiß. Er benennt es im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner (Lk 18,9–14). Der Pharisäer dankt Gott selbstherlich, nicht so zu sein wie die anderen, z. B. der Zöllner (Lk 18,11). Das Gleichnis aber nimmt eine überraschende Wende durch das Gebet des Zöllners: „Gott, sei mir armem Sünder gnädig!“ (Lk 18,13). Im Sprechen dieser Worte wächst er über sich hinaus. Wenn man nur auf die Schwächen des anderen bedacht ist, nicht mit seinen Stärken rechnet, dann kann einem das blühen, womit Jesus das Gleichnis beschließt: „Denn wer sich selbst

¹⁴ Vgl. Veronika Prüller-Jagenteufel, Verschwenderische Fülle, in: Hadwig Müller (Hg.), Freude an Unterschieden – Kirche in Bewegung. Den Glauben vorschlagen in der heutigen Welt, Ostfildern 2002, 267–271, hier 267f.

¹⁵ Matthias Sellmann, Weltpriester: die gegenwärtig riskierteste Großberufung in der Kirche, in: Lebendige Seelsorge (2010/2), 99–105, 101.

erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden“ (Lk 18,14).

Dieses biblische Gleichnis beschreibt eine Handlungsoption, die das Ressentiment überwinden kann. Es macht deutlich, dass die Lösung nicht darin besteht, nach den Schwächen der anderen zu bohren, sondern genau im umgekehrten Schritt, sich nämlich an ihren Stärken zu messen und selber über die eigenen Schwächen hinaus daran zu wachsen. So wäre die Zähmung des Ressentiments ein erster notwendiger Schritt aus den gegenwärtigen Abstiegserfahrungen.

Der zweite Schritt besteht darin, pastoralgemeinschaftliche Orte zu stärken und freizugeben. Damit wird der Blick auf Kapitalien gelenkt, die nicht hinreichend genutzt wurden bzw. in die man nicht in dem Maß investiert hat, wie dies nötig wäre.

2 Von pastoralgemeinschaftlichen Aufstiegperspektiven

Kirche steht nicht nur im Dienst der Ordnung, sie ist auch und in besonderer Weise dazu da, den Menschen vor Ort zu dienen. Ihr Ziel ist es, in der Zeit taugliche Orte für Pastoralgemeinschaften zu gestalten. Kirche ist beides, Religions- und Pastoralgemeinschaft auf derselben Ebene in Wechselwirkung. Sie steht für eine Religion, das Christentum, und dieses wird von seiner Pastoral, dem Tun des Evangeliums konstituiert. Ihr Auftrag ist es, allen Menschen das Heil zu bringen. Entsprechend kann die Pastoralgemeinschaft jenen Themen nicht ausweichen, mit denen die humane oder inhumane Lage der Menschen zu bestimmen ist. Die Pastoralgemeinschaft handelt

solidarisch in den konkreten Bezügen von Menschen,¹⁶ dort, wo Menschen um die Anerkennung ihrer Würde ringen, in den Notfällen des Lebens stehen, ohnmächtig sind oder nach Orientierung und Zukunft streben. D.h., Pastoralgemeinschaften setzen unmittelbar bei der Lage der Menschen an, die in der Gegenwart leben müssen. Diese Arbeit ist von dem geprägt, was jetzt not tut. So verorten sich die Pastoralgemeinschaften eindeutig und sichtbar in die pluralen Welten der Menschen von heute und sie stehen für Optionen angesichts der Zeichen der Zeit. Orientierung ist der erste Satz der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger(innen) Christi.“

Eine Pastoral, welche die Zeichen der Zeit zu erkennen sucht, steht vor den Bedrohungen von Menschen ihrer Zeit und zugleich vor ihrer eigenen Berufung. Diese pastoralgemeinschaftliche Perspektive ist gerade im Zusammenhang mit dem sexuellen Missbrauch gefragt und sie wird an einzelnen Orten und in einigen Reaktionen von Personen auch sichtbar, wie im Agieren des Leiters des Canisus Kolleges in Berlin, P. Mertes SJ. Er ist an die Öffentlichkeit gegangen und gesteht Schuld und Versagen ein – ein bis dahin unerhörter Schritt. Damit hat er die Machtperspektive verlassen, alles riskiert und deswegen Autorität zurückgewonnen, weil es ihm nicht um Macht, sondern um die Opfer geht. In seinem Handeln wird exemplarisch deutlich, wofür Pastoralgemeinschaften stehen und warum sie für die Religionsgemeinschaft so wichtig sind: Ihnen kommt in besonderer Weise die Aufgabe zu, Themen

¹⁶ Vgl. Hans-Joachim Sander, nicht verschweigen (s. Anm. 2), 127–130.

und Tabus in Kirche und Gesellschaft zu benennen sowie einen Prozess der Auseinandersetzung mit ihnen zu befördern, um die darin verborgenen Lebenskräfte zu entdecken. Und diese Themen erstrecken sich wahrlich nicht nur auf das aktuell bedrängende und prekäre Thema des Missbrauchs. Es ist Aufgabe der Pastoralgemeinschaften, auch die Konkurrenzen zwischen territorialer und kategorialer Ausrichtung der Arbeit, die Ressourcenfrage zu benennen und die Auseinandersetzung darüber zu führen. Damit sind die Pastoralgemeinschaften notwendiges Störpotenzial der Religionsgemeinschaft. Sie tun dies jedoch nicht um ihrer selbst willen, sondern aus ihrem Dienst an der Kirche heraus. Sie machen Gott und seine verstörende und zumutende Potenz unter den Menschen zum Thema, der eine Macht ist, die in der Ohnmacht Lebenszeichen setzt.¹⁷

Pastoralgemeinschaften verwirklichen Solidarität mit Menschen, die um die Anerkennung ihrer Würde ringen. Sie geben Antwort auf die Zeichen der Zeit. Sie beleben jeweils vor Ort ungesicherte, fragile Perspektiven der Hoffnung. Die Hoffnung dieser Orte besteht nicht aus Träumereien oder uneingelösten Utopien. Sie entsteht in der Gegenwart und im Bezug auf die Zumutungen des Evangeliums. Daraus resultieren die Kraft zum Wagnis und die Bereitschaft, neue Wege einzuschlagen.

Solch neue Wege gehen im wahrsten Sinn des Wortes Missionar/-innen auf Zeit

(MaZ). Ordensgemeinschaften bieten jungen Erwachsenen im Rahmen von MaZ die Möglichkeit, an andere Orte zu gehen.¹⁸ Junge Erwachsene lassen sich auf fremde Kulturen, andere kirchliche Kontexte ein und machen Erfahrungen an diesen fremden Orten, die mehr sind als Urlaubserfahrungen. Sie gehen in der Regel voller Ideale und Utopien von einer besseren Welt hinaus und sehen sich schon bald von den Orten, den Menschen herausgefordert und provoziert. Erwartungen werden enttäuscht, Hilfestellungen nicht angefragt, Utopien entzaubert; man kommt unweigerlich in der ungeschönten, zumutenden Wirklichkeit an. Wer allerdings lernt, sich auf Orte mit ihren Herausforderungen, Anfragen und Differenzen einzulassen, wird handlungsfähig. Herkömmliche Muster können überwunden werden und neue Perspektiven tun sich auf. Nie Gesehenes, Unverhofftes und Herausforderndes kann entdeckt werden. Zugleich werden die verschwiegenen Seiten des Glaubens und der Spiritualität zum Thema: Zu welchen Lösungen ist der Glaube an den konkreten Orten in der Lage? Welche Basis bieten Glaube und Spiritualität, um in diesen Situationen nicht unterzugehen?

Ein weiterer fragiler Hoffnungsort ist die Citypastoral.¹⁹ In diesen Kontexten wird sichtbar, dass Kirche Neues wagt und Orte freigibt. In Toplagen von Großstädten bilden sich neue Orte kirchlicher Präsenz jenseits der Pfarreistrukturen.²⁰ Orte der Citypas-

¹⁷ Vgl. den Artikel von Pater Klaus Mertes SJ im Tagesspiegel vom 4. April 2010 <http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/aus-den-dornen-wird-eine-krone/1782700.html> (17. April 2010).

¹⁸ Vgl. Hildegard Wustmans, „Deutschland ist nicht die Welt“ – Erfahrungen mit Anders-Orten, in: Wilfried Dettling / Sigfried Grillmeyer (Hg.), Das Feuer entfachen. Die Botschaft des Evangeliums in einer globalen Welt. Erzbischof Ludwig Schick zum 60. Geburtstag, Würzburg 2009, 186–191.

¹⁹ Vgl. Rainer Bucher, Jenseits der Idylle (s. Anm. 5), 125f.

²⁰ Vgl. <http://www.forum-kum.de/cont/forumarchiv/Citypastoral.html> (14. April 2010).

toral suchen den Kontakt mit Menschen, welche die Kirche in den gewohnten Strukturen und Kontexten nicht erreicht. Ihnen bietet sie Kommunikation, Information und Unterstützung bei persönlichen Anliegen. Zugleich stehen diese Orte für spirituelle Formen wie Kurzzeitandachten und besondere liturgische Feiern etwa am Valentinstag. Im Zusammenhang der Citypastoral nimmt Kirche das Bestreben von Menschen ernst, die immer mehr selbst Nähe und Distanz zur Kirche und ihren Angeboten bestimmen wollen. Sie selber entscheiden über Kontakt und Zurückhaltung.²¹ Und ein großer Teil von ihnen will sich „nicht mehr eingemeinden“²² Orte, an denen drinnen und draußen fließend sind, bieten für beide Seiten neue Kontaktflächen.²³

Für einen dritten Hoffnungszusammenhang stehen die begonnenen Dekanatsprozesse in der Diözese Linz. Sie fördern die Wahrnehmung des Raumes, der Gemeinden als Orte der Pastoralgemeinschaft, als ein Netzwerk pluraler kirchlicher Erfahrungsorte in ihren wechselseitigen Relativierungen, Bereicherungen, Kritiken und Ergänzungen.²⁴ Netzwerke ermöglichen es, Dominanzen und Singularitäten zu überwinden. Auf einmal kommt Vielfalt in den Blick, die Kreativität freisetzen kann. Dabei ist wesentlich, den Anspruch auf ein Zentrum aufzugeben, dezentral zu agieren und Orte zu stärken. Die in Netzwerken verbundenen Orte relativieren sich

gegenseitig und dies in einem beständigen Prozess. Netzwerke stellen die Verknüpfung sich selbstorganisierender Orte dar, die sich auf das Netz als Ganzes beziehen.²⁵

Die ersten Auswertungen in der Diözese Linz zeigen, dass Ehrenamtliche motivierter sind, weil sie sich als Teil eines größeren Ganzen verstehen. Man steht in einem engeren Kontakt zueinander und erfährt auch gegenseitige Entlastung, wie sich dies gerade auch im Bereich der Firmenvorbereitung oder der Erwachsenenbildung zeigt. Es müssen nicht mehr alle alles machen. Zugleich kommen aber auch die besonderen Bedeutungen und Qualitäten einzelner Orte in den Blick.

Damit aber diese Prozesse der Netzwerkarbeit mehr sind als nur ein Strohfeuer oder gar religionsgemeinschaftlich fehlinterpretiert werden, braucht es eine Vergewisserung darüber, wofür Kirche da ist. Es sind im Rahmen der pastoralen Überlegungen neue Fragen zu stellen. D.h. nicht mehr danach fragen „wie lebendig sind wir?“, sondern „wen schließen wir aus?“ Nicht danach fragen „wer kommt nicht zu uns?“, sondern „wo gehen wir hin, wen suchen wir auf?“ Nicht fragen „wie halten wir unsere Sozialform Kirchengemeinde am Funktionieren?“, sondern „wofür gibt es die Gemeinde und wie müssen wir uns vielleicht verändern, um unsere Aufgabe heute erfüllen zu können?“ „Was bedeutet das Evangelium hier und heute

²¹ Vgl. Hans-Joachim Höhn, *Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*, Düsseldorf 1998, 117–140, 134.

²² Hans-Joachim Höhn, *Gegen-Mythen. Religionsproduktive Tendenzen in der Gegenwart*, Freiburg–Basel–Wien 1994, 140.

²³ Ebd., 137.

²⁴ Vgl. Christian Bauer, Von der Pfarrei zum Netzwerk? Eine pastoralsoziologische Probebohrung, in: *Diakonia* 40 (2009), 119–126.

²⁵ Vgl. Matthias Sellmann, Von der „Gruppe“ zum „Netzwerk“. Große pastorale Räume als Chance für eine durchbrechende Vielfalt kirchlicher Sozialformen, in: *Anzeiger für die Seelsorge* 119 (2010/3), 19–23, 22.

und was bedeutet das hier und heute für das Evangelium?“ „Welche Formen brauchen wir, um diese Aufgaben zu erfüllen?“²⁶

Aufgabe der Kirche ist nicht sie selber, sondern die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat. Und auf der Basis einer solchen Selbstvergewisserung sind Orte auszumachen und zu gestalten. Dieses Prinzip zwingt die Kirche zum Volk an konkreten Orten und stellt sie vor die Frage, was sie an diesen konkreten Orten wagt.

3 Von der Hoffnung, die ein Wagnis ist und zum Aufstieg befähigt

Die gegenwärtige Abstiegserfahrung der Kirche ist Realität. Es gibt auch für sie kein Entkommen vor Auf- oder Abstieg, weil es keine unangefochtenen Positionen gibt. Positionen sind fragil. Um sie zu halten oder auszubauen, bedarf es der Fähigkeit, in den Aufstieg zu investieren. Allerdings ist Kapital mehr als nur Geld. Auch soziale Netzwerke, Bildungsabschlüsse, kulturelles Wissen ergeben Kapital, und auch Religion ist eine Form desselben. Diese Formen von Kapital verhelfen Menschen oder einer Institution zu Aufstiegschancen und stellen zugleich Bewältigungsstrategien von Herausforderungen bereit. Mit den Kapitalformen verbindet sich immer auch ein bestimmter Habitus, der über die Position im sozialen Feld entscheidet. Dieser von Pierre Bourdieu²⁷ entwickelte Kapitalbegriff ist etwas Dynamisches und in einer sozialen Praxis zu erfahren sowie umzusetzen. Der Einsatz von Kapital wird somit zu einer

objektiven und öffentlichen Größe. Aber wie bei jeder Kapitalsorte ist es auch hier erforderlich, sie einzusetzen, sonst hat man nichts davon. Die Investition zeigt sich z. B. darin, ob man bereit ist, Risiken einzugehen, indem man Kapitalsorten kombiniert, den Habitus intensiviert, in dem man sich nach oben orientiert. Geschieht dies nicht, verliert man dann auch das Wenige, was man noch hat.

Über einen solchen Einsatz von Kapital weiß auch Jesus Bescheid, wie wir im Gleichnis vom anvertrauten Geld nachlesen können (Mt 25,14–30). Dieses Gleichnis erzählt von einem Mann, der eine Reise zu machen hat, zuvor seinen Dienern Geld anvertraut und ihnen aufträgt, damit Geschäfte zu machen. Nach seiner Rückkehr ruft er die Diener zu sich, weil er wissen möchte, was sie erwirtschaftet haben. Bis auf einen Diener haben alle mit dem anvertrauten Geld gewirtschaftet und das Guthaben vergrößert. Dieser eine aber sagte (Mt 25,24–26):

„Herr, ich wusste, dass du ein strenger Mann bist; du erntest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; weil ich Angst hatte, habe ich dein Geld in der Erde versteckt. Hier hast du es wieder. Sein Herr antwortete ihm: Du bist ein schlechter und fauler Diener! Du hast doch gewusst, dass ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und sammle, wo ich nicht ausgestreut habe.“

Zwei Aspekte sind in diesem Gleichnis bedeutsam:

1. Wer sich von Angst leiten lässt, wie jener eine Knecht, wer also nichts riskiert und kein Wagnis eingeht, der verliert alles.²⁸

²⁶ Vgl. Rainer Bucher, Jenseits der Idylle (s. Anm. 5), 126f.

²⁷ Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede (s. Anm. 3).

²⁸ Vgl. Ulrich Lutz, Das Evangelium nach Matthäus (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament 1/3), Zürich 1997, 492–514, 503, 505.

2. Wer so frei und souverän ist wie der Herr, hebt ab, wo er nicht eingezahlt hat, erntet, wo er nicht gesät hat. So jemand hat keine Angst und gewinnt alles.

Auch für die Kirche ist ihr religiöses Kapital entscheidend. Dieses ist nicht einfach ihr Besitz, sondern die soziale Praxis, der sie sich nicht entziehen kann, wenn sie eine Position in der Öffentlichkeit einnehmen will, die ihrer Botschaft entspricht: zu heilen, zu befreien, zu stärken, zu ermutigen, zu lieben und Hoffnung zu geben. Allerdings legt die gegenwärtige Position der Kirche nahe, dass sie in den vergangenen Jahren nicht wirklich gewinnbringend investiert hat. Aber der Blick auf das Gleichnis kann eine Perspektive anbieten, denn diese Geschichte von Abstieg und Aufstieg verweist auf eine besondere religiöse Kapitalsorte – auf die Botschaft des Reiches Gottes. Diese Botschaft lautet: Schaut auf das Reich Gottes – es wird größer! In der religiösen Kapitalsorte des Reiches Gottes steckt Hoffnung und ein neuer Habitus wird sichtbar. Nicht mehr Mangel und Angst herrschen vor, sondern Fülle und Zuversicht. Wer seine Hoffnung auf das Reich Gottes setzt und an ihm arbeitet, der kann gelassen bleiben. Gegen den Habitus des Mangels stellt sich der Habitus der Hoffnung ein – der Habitus der Pastoralgemeinschaft.

Die Hoffnungsperspektive des Reiches Gottes ist im jetzigen Abstiegsprozess der Kirche eine wichtige Ressource. Wenn die Kirche dem Reich Gottes dient, dann kann sie souverän bleiben. Dazu ist es allerdings erforderlich, dass sich die Religionsgemeinschaft auf das religiöse

Kapital besinnt und bereit ist, Risiken einzugehen sowie ihr Kapital an unterschiedlichen Orten zu investieren. Dies bedeutet in der Konsequenz, in die Pastoralgemeinschaften zu investieren, sie zu stärken, von ihnen zu lernen und einen Perspektiven- und Paradigmenwechsel zu vollziehen: Statt der Fixierung auf alles, was fehlt, ist der Blick darauf zu lenken, was der Kirche an neuen Orten und von bislang unerhörten Minderheiten an Talenten zugeführt wird. Wer auf diese Talente setzt, in sie investiert, wird belohnt werden, z. B. in die MaZler/-innen, die bekanntes Terrain verlassen und das Wagnis der Konfrontation von Person und Ort eingehen, in die City-Pastoral, die spirituelle Orte im Getümmel von Städten schafft, die auf das Wagnis der Unterbrechung und der Ruhe setzt, in die Dekanatsprozesse, die auf die Valenz bestehender Orte setzen, die das Wagnis der Relativierung eines Zentrums eingehen. An all diesen Orten setzt man auf Zusammenhänge, die über sich hinausweisen. Sie arbeiten mit ihrem religiösen Kapital und den Talenten, die sie finden. Wer in dieser Hoffnung das Risiko wagt, Orte freizugeben und sich auf neue Orte einzulassen, wird die Erfahrung machen, dass Orte mit Ausstrahlungskraft entstehen, die andere ansprechen und begeistern können. In der sozialen Praxis zeigt sich das Kapital und der Aufstieg kann beginnen.

Die Autorin: Hildegard Wustmans, geb. 1963, Studium der Theologie in Würzburg und São Paulo, Professorin für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz.